

Platons Anthropologie im Philebos und ihre Einheit mit dem Ganzen

Manfred Hörz

Die Frage, die in diesem Dialog behandelt werden soll, ist die nach dem **Guten für alles Lebendige**.

In der Politeia ist die Frage nach dem Guten eine zentrale Frage, die vor allem auf die Gesellschaft als gute abzielt. Das Wesen des Guten kann aber nicht genau angegeben werden, nur ihre Funktion für das Seiende: die Hervorbringung und Erhalt und die Erkennbarkeit alles Seienden¹. Was das Seiende alles ist, wird auch nicht beantwortet.

Platon kehrt meines Erachtens die Richtung hier um. Das Gute wird nun nicht als Ursache, sondern als Ziel des (lebendigeren) Seienden bestimmt. Zudem liefert er eine damit zusammenhängende Theorie des entstehenden oder werdenden Seienden im Sinne der Dinge, nicht der Ideen, dem wahrhaft Seienden. Den Sinn der Ideen und ihre gegenseitige Beziehung untersucht Platon im Parmenides. Die wesentlichsten Eigenschaften der Ideen werden hier nicht von der Idee des Guten her betrachtet: diese Eigenschaften sind ihr Seiendsein und ihre Einheit, also wieder die Eigenschaften, wodurch die Dinge ihr werdendes Sein und ihre intrinsische Einheit erhalten durch die Anwesenheit der Ideen. Aber dort geht es zunächst nicht um diese Funktionen, sondern um die Frage, ob auch unter diesen Hauptideen von Sein und Eins untereinander in Beziehung treten, so ähnlich wie es die Ideen mit den Dingen tun.

Das Gute für das Lebendige wird im Philebos als das bestimmt, was vollkommen ist, was also alle Bedürftigkeit beendet hat:

δεῖ γάρ, εἴπερ πότερον αὐτῶν ἔστ' ἀγαθόν, μηδὲν μηδενός ἔτι προσδεῖσθαι· δεόμενον δ' ἂν φανῆι πότερον, οὐκ ἔστι που τοῦτ' ἔτι τὸ ὄντως ἡμῶν ἀγαθόν.^v (20 e-21a)

Denn wenn eines von beiden das Gute ist, darf dies weiter sonst gar nichts bedürfen. Zeigt sich aber eines von beiden noch bedürftig, so kann uns dies nicht mehr das wahrhaft Gute sein.

Die **Bedürfnisfreiheit** gilt also als das notwendige und auch hinreichende Kriterium für das Gute. Ist diese (negative) Freiheit erreicht, so zeigt sich das auch positiv in der Verfassung der Seele als **Glückseligkeit** (eudaimonia):

Ὡς νῦν ἡμῶν ἐκάτερος ἕξιν ψυχῆς καὶ διάθεσιν ἀποφαίνειν τινὰ ἐπιχειρήσει τὴν δυναμένην ἀνθρώποις πᾶσι τὸν βίον εὐδαιμόνα παρέχειν. ἄρ' οὐχ οὕτως; (11d)

*Daß jetzt auch jeglicher von beiden unternehmen muss, eine gewisse Beschaffenheit und Verfassung der Seele als diejenige aufzuzeigen, welche allen Menschen vermag das Leben **glücklich** zu machen. Nicht so?*

Und unter Bedürfniserfüllung fällt ja auch die Freude, das Wohlbefinden, die Lust und der Genuss und alles Derartige. Das ist die eine Position, die Philebos und Protarchos und wohl auch der Mathematiker und Philosoph Eudoxos, vielleicht ein Schüler des Pythagoreers Archytas, vertreten: Die Freude soll aber das Gute der Lebendigen selbst sein und nicht nur eine Begleiterscheinung.

Platon leugnet nicht, dass die Freude notwendig für das Gute ist, aber sie ist nicht hinreichend.

1 Wozu auch die übrigen Ideen gehören.

2 Fettgedrucktes sind Hervorhebungen von mir

Er meint, dass ein Leben ohne Einsicht, Erkennen und Erinnern kein gutes ist und keine Glückseligkeit erzeugen kann.

Um diese Positionen (die unter Vernunft bzw. Lust subsumiert werden) genauer zu untersuchen und ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen und ob sie zusammen schon hinreichend sind, holt Platon aus.

Ich lasse hier das den Griechen so inhärente Agon und das damit zusammenhängende Geplänkel aus, wer denn siegen mag, die Lust oder die Vernunft und wende mich nur dem Ernsthaften zu, da es ja beiden Parteien (Protarchos und Sokrates) auch um die Wahrheit geht und nicht primär um den Sieg.

Ich lasse auch aus, dass Platon ohne Diskussion schon der „göttliche Vernunft“ den ersten Platz zuweist und damit schon eine unfaire Schieflage einführt, die seine Position damit favorisiert. Gibt es nicht etwa auch eine göttliche Lust, Freude? Eine göttliche Glückseligkeit, die zudem die Vernunft dann überflüssig macht, denn wozu braucht man Vernunft, wenn man in jedem Moment und immer glücklich ist? Ist Vernunft nicht eine Führerin, um die Freude zu erreichen und das Leid auszuschalten? Also dann wäre sie sekundär, ein Mittel zu Erreichung des Ziels, da aber eigentlich in dem seelischen Zustand der Glückseligkeit liegt. Ist Denken vielleicht eine Art der Lust? Und wenn ja, warum? Welche Struktur hat das Denken, damit es so befriedigen kann? Gibt es nicht auch verschiedene Arten von Vernunft? Eine zweckrationale Vernunft, die für zweifelhafte Zwecke sogar die Glückseligkeit verhindern kann? Eine Vernunft, die zum Falschen führt? Man denkt hier natürlich auch heute an die „Dialektik der Aufklärung“, die ebenso einseitig verlaufen ist und bspw. zu Hiroshima führt oder zur Wasserstoffbombe und Weltzerstörung. Ist das Gefühl da nicht zumindest ein negatives Kriterium, das sagt, hüte dich vor dieser Ratio?

Wenn Platon die Mittel des Denkens anwendet, indem er den Begriff der Lust differenziert, ist dann nicht die notwendige Folge, dass die Vernunft siegen *muss*. Kann nicht die Lust eingreifen und sagen, dieses Denken ist zerstörerisch?³ Ich glaube, Protarchos empfindet das, weiß sich aber gegenüber Platon nicht zu wehren? Wer sich auf das diskursive Gespräch einlässt, hat schon verloren. Wohlweislich hält sich der ältere und erfahrenere Philebos zurück. Dieses Dilemma kennen wir heute (bzw. vor Kurzem noch) auch, wenn Apel und Habermas versuchten, durch die kontrafaktischen Unterstellungen, der transzendentalen Bedingungen jeden Diskurses philosophische Fundamentalien zu begründen, gegen die man garnicht sinnvoll *argumentieren* kann. Aber warum derart argumentieren und sich aufs Eis führen zu lassen? Gibt es nicht einen Gegensatz von Gefühl und Vernunft, der vielleicht irreduzibel ist? Hat nicht vielleicht sogar das Gefühl die Vorherrschaft? Ist nicht Glückseligkeit ein Gefühl?

Im Symposion noch führt der Eros und das Schöne zum Guten. Hat Platon sich nun verknöchert? Ist die Leitung des Lebens nicht durch Einheit und Differenz gegeben und zwar zunächst der erwünschten bzw. erlittenen? Und da Begriffe zunächst vereinheitlichen und später differenzieren, sind sie nicht eben die (problematischen) Mittel des menschlichen Strebens? Man muss hier Platon genau auf die Finger schauen, was ich auch tun möchte.

Platon fängt mit der Betrachtung der Namen an: Aphrodite, die er im Symposion in himmlische und gemeine unterscheidet, will er nicht mit der Lust identifizieren. Im Sophistes 243 a sagt er „das Ganze sei eins durch Aphrodite befreundet“.

Lust wäre vom Namen her betrachtet nur eine, aber Lust bestehe in vielfältigen Gestalten: etwa die Lust des Unbesonnenen oder die des Besonnenen, des Unvernünftigen und des Vernünftigen. In beiden Varianten tritt auch Aphrodite auf. In ihrer himmlischen Gestalt als Vernünftige und in ihrem sexuellen Verlangen eher wohl als gemeine betrachtet, als sie mit Ares von ihrem Gatten Hephaistos des Ehebruchs überführt und im Netz mit Ares gefangen wurde, was die Götter bei diesem Anblick zum „göttlichen Gelächter“ veranlasste. Wie Platon aber an anderer Stelle sagt, wird nur gelacht,

3 So denkt in großen Zügen der deutsche Idealismus, etwa Hölderlin, der dem Denken im Gegensatz zu Fichte nicht die Fähigkeit einräumt, das „Absolute“, die Glückseligkeit zu erreichen. Das könne nur die Poesie und Liebe.

wenn man die Situation selbst erlebt hat und sich freut, nicht da entdeckt worden zu sein, Freude also als Schadenfreude, denn Sexualität ist bei vielen Göttern, Zeus zuvorderst, an der Tagesordnung.

Platon unterscheidet also die Lust in verschiedene Arten und Protarchos meint, dass Lust aber als Lustempfindung doch nur eine sei, auch wenn sie aus verschiedenen Quellen stamme, da er fühlt, dass Sokrates seine These unterminieren möchte.

Zur Erinnerung, es geht um das gute Leben, das kein Bedürfnis mehr empfindet und zu nichts mehr strebt. Es geht nicht um gut im Sinne von „gut für“. Die Frage ist natürlich, ob so ein Ansatz überhaupt sinnvoll, ob dieses ultimative Ziel erreichbar ist. Für Hegel wird es nur für den Weltgeist in der Selbsterkenntnis möglich sein, beim Beisichselbstsein im Anderen, nicht einmal für die olympischen Götter, wie uns die Ilias hinreichend vorführt. Ich gestehe, ich glaube nicht an das absolute Wissen und schon garnicht an die Glückseligkeit im reinen Erkennen. Weiß man was Erkennen ist und woher es stammt, wird man wohl kaum finden, dass solch ein Absolutes möglich ist, also gehen wir besser nicht in die Religion und ihr Einssein, sondern in die andere Richtung, die der Welterkenntnis, die zwar auch immer die Einheit erstrebt, aber eine, die zum Glück nie erreicht wird, wie Kant ganz richtig sah. Müsste dieses Leben nicht sehr langweilig sein. So langweilig oder noch schlimmer bewusstlos wie die Samkhya-Philosophen ihre Erlösung im reinen Purusha sehen, getrennt von allem Weiblichen, der Materie, der Prakriti, so dass nur noch das Licht (das männliche) scheint ohne etwas zu bescheinen. Ich sehe darin eher eine Angst, Leid nicht aushalten zu können, das eben auch dazu gehört (allerdings deshalb nicht schon jedes, es gibt sicherlich gutes und schlechtes Leid). Ist ein gutes Leben ohne Leid denn möglich? Das ganze Leben spricht dagegen. Wozu haben wir Schmerzen? Es ist ein Zeichen zum Guten, letztlich um das Leben zu erhalten. Das Leben ist und bleibt aber unvollkommen, wie auch das geistige Leben. Platon wird Lust zwar akzeptieren, aber nur reine Lust. Das ist m.E. ein großer Irrtum. Gibt es denn reine Lust? Selbst im Erkennen sehen wir doch immer wieder, dass unsere Theorien unzulänglich sind (und bleiben werden), und das ist doch mit Unlust verbunden, es sei denn wir immunisieren uns in einer Phantasie - oder Scheinwelt, wie es heute ja so oft geschieht, weil man die Wirklichkeit, die aus Phantasie *und* Realität besteht, nicht aushält. Phantasie aber ernährt sich aus unseren Hoffnungen, unseren Bedürfnissen, die unter Umständen sich falsch artikuliert haben (man denke etwa an Madame Bovary von Flaubert). Jede Erkenntnis, jede Lust ist mit Unlust gekoppelt (gleichzeitig oder post festum). Wenn man das nicht akzeptieren will, gibt es nur die indische Null, die Nulllinie, das Einerlei ohne Auf und Ab. Das Nichts gibt es nicht, wie Parmenides ganz richtig erfuhr. Das wissen wir heute auch in der Physik, das Vakuum ist immer ein lebendiges Quantenvakuum mit Fluktuationen.

Sokrates unterscheidet „gute Lust“ von „schlechter Lust“.⁴ Aber das würde ja bedeuten, dass Lust nicht mehr das Gute sein kann, was Protarchos ganz richtig bemerkt. Sokrates trickst nach einer sophistischen Manier, wie so oft, obwohl er die Sophisten ja darum auch kritisiert. Ein Mangel an Selbsterkenntnis.

Um das „besser“ zu fundieren, wählt er ein „neutrales“ Ding, die Farbe. Für die Farbe gibt es doch entgegengesetzte Arten: schwarz und weiß, was wohl niemand in Frage stellen würde, wenn man mal davon absieht, dass es sich hier nicht um Farben handelt, was aber belanglos ist. Wenn das erst einmal akzeptiert wird, dann geht der sokratische Sophismus weiter. In der Tat wird Protarchos das annehmen, zumal Sokrates (logischerweise und strategischerweise) auch die Vernunft in Arten zerteilt, auch wenn er ihr nicht die gleichen Unterarten zuspricht, gute und schlechte.

Warum ist das sophistisch? Farbe ist ein Oberbegriff, der sprachlich erzeugt wird, also schon recht am oberen Ende der Begriffsbildung. Zunächst werden konkrete Farben, bspw. blau konstituiert.

4 Kann man nicht genauso gut „gute Erkenntnis“ von „schlechter Erkenntnis“ unterscheiden?

Lust oder Behagen ist aber ein elementares Gefühl, das nicht konstituiert zu werden braucht. Hier läuft es genau umgekehrt. Gute Gefühle werden artikuliert und differenziert und nicht integriert wie es bei der Farbe der Fall ist. Lust ist elementar mit Unlust gekoppelt, erst durch den dialektischen Prozess des Wechsels zwischen Unbehagen und Behagen werden (vorsprachliche) Begriffe erzeugt bzw. Objekte konstituiert. So wird etwa das „Objekt“ Mutterbrust in den Situationen des Unbehagens (d.h. der Abwesenheit) die Situationen des Behagens (als die Mutter ihre Brust dem Kind gab) erinnert und überlagert zu einer Folge von Schemata, die allmählich bildlich konvergiert und das Behagen allmählich als „Mutterbrust“ konstituiert und das Verlangen (in den Abwesenheitssituationen) als Bedürfnis nach der Mutterbrust artikuliert. Dazu bedarf es trivialerweise keiner Sprache (natürlich für uns, um das „Objekt der Begierde“ so zu bezeichnen).

Das Gegenteil der Lust ist die Unlust. Für beide aber gibt es keinen Oberbegriff (wie es bei schwarz und weiß mit Farbe der Fall ist), sie sind nicht einmal Begriffe, sondern die transzendentalen Gefühle, die Begriffe erst möglich machen. Schlechte Lust gibt es nicht, es gibt nur falsche Bedürfnisse, die falsch und widersprüchlich artikuliert wurden und die in der Regel sozial determiniert sind.

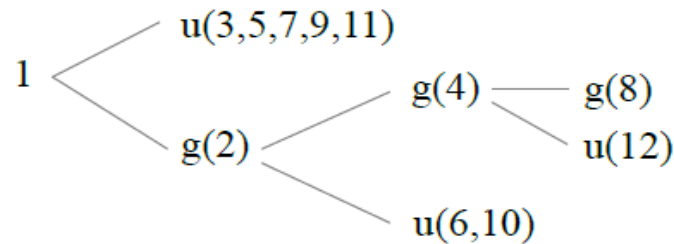
Da Sokrates nun auch die Vernunft und Erkenntnis, wie gesagt, unterteilt in Arten, besänftigt das Protarchos (14a), da er meint, Sokrates würde beide formulierten Thesen gleichwertig untersuchen. Um diese Übereinkunft, dass sowohl Lust als auch Vernunft auch viele sind, zu festigen, sagt Sokrates, müsse das **Verhältnis von Eins und Vielem** genauer untersucht werden, das so viel Verwirrung stiften kann (14c). Gemeint ist das auch in der Akademie diskutierte große **Problem der Teilhabe**⁵ (Methexis oder Mimesis) oder der **Anwesenheit der Ideen in den Dingen** und nicht die sophistische Eristik für die Protarchos das Beispiel bringt, dass *ein* Mensch auch *vieles* ist, nämlich groß gegenüber einem Kleineren und klein gegenüber einem Größeren⁶ oder er als einer früher klein war und nun groß. Platon wird, wie Aristoteles berichtet, dies als Prinzip der unbegrenzten Zweiheit, der Dyas, also auch der Relativität, einführen, um die Vielheit aus ihr und der Einheit herzuleiten.

τὸ δὲ ἀντὶ τοῦ ἀπειροῦ ὡς ἑνὸς δυνάδα ποιῆσαι, τὸ δ' ἀπειρον ἐκ μεγάλου καὶ μικροῦ
daß er [Platon] anstatt des Unbegrenzten [der Pythagoreer] als eines einzigen eine Zweiheit setzt und das Unbegrenzte aus dem Großen und Kleinen bestehen läßt (Aristoteles, *Metaphysik I*, 6, 987b 25-26)

Aus den beiden Prinzipien, der unbegrenzten Dyas und dem absoluten Einen (Hen) entstehen die Zahlen (Ideen) und aus diesen wiederum die Dinge. Im diesem Fall ist die unbegrenzte Dyas das Paar Ungerades (u) und Gerades (g). Beide Prinzipien wirken ständig. Denn die Zahl wird durch die Eins wiederum zur bestimmten Zahl (etwa 4), die durch die Dyas (das Ungerade jetzt) sich weiter vervielfältigt zur 5, die durch die Eins wieder zur einheitlichen Zahl wird. Beim nächsten Schritt, der Erzeugung der 6 wirkt intern sowohl das Gerade wie auch das Ungerade, denn ihre beiden gleichen Teile, die 3, sind wieder ungerade. Nur die Zweierpotenzen sind rein gerade, auch wenn ihre Entstehung, d.h. Trennung, durch die Dyas eingeleitet wurde. Das sind aber nur die Bestimmungen oder Erzeugung der Ideen in ihrer Vielheit, nicht in ihrem Wesen. Dieses wird durch ein transzendentes Prinzip des Guten geleistet, das über allem Sein (Idee) steht und dieses erzeugt, wie Platon in der *Politeia* lehrt.

5 Dies diskutiert Platon auch im Prolog seines Dialogs „Parmenides“ und wie ich meine ebenfalls im dialektischen Hauptteil, bei dem es aber um die Teilhabe der Ideen untereinander geht.

6 Platon wird, wie Aristoteles berichtet, dies als Prinzip der unbegrenzten Zweiheit, der Dyas, also auch der Relativität, einführen, um die Vielheit aus ihr und der Einheit herzuleiten.



Bevor ich weiter im Philebos voranschreite, will ich zu diesem Punkt einiges sagen.

Wenn man von den Dingen ausgeht und nach den Ursachen ihrer Entstehung fragt, verliert sich meistens das bindende Band, das zwar schemenartig durch die Eins angegeben ist, aber die wirkende Kraft, das Gute, verliert. Das ist ein Problem unserer mathematischen Naturwissenschaft. Fügt man die wirkende Kraft, also die Bestimmung des Guten von Anfang an ein und zeigt dann, wie das Viele mithilfe der Dyas entsteht, so können die Dinge besser verstanden und überprüft werden. Ich möchte das auf doppelte Art darstellen.

Erstens, da alles Wissen *unser* Wissen ist, muss es auch als solches skizziert werden. Zweitens ist die Frage, wie weit wir mit diesem Wissen vorangeschritten sind und wie es möglich werden kann, diesen ersten Ansatz dadurch zwar nicht einzuholen, aber doch spiralartig wiedererkennen zu können, wie er in diesen „objektiven“ Ergebnissen durchscheint und vielleicht sogar begründet.

Zum ersten Teil der Entstehung menschlichen Wissens: Das erste prägende Erlebnis besteht mit Sicherheit in der Geburt des einzelnen Menschen, des Kindes, das zwar von ihm nicht gewusst, aber doch gespürt wurde und sein weiteres Schicksal bestimmt. Diese trennende Geburt ist der Prototyp der Dyas, der alle späteren Gegensätze erzeugt. Und nicht nur diese, sondern auch die wirkende einheitsbildende Kraft, die in dem Drang besteht, die verlorene Einheit des uteralen Lebens wieder herzustellen oder sich zu *erinnern*. Seltsamerweise übersahen die Pythagoreer den fundamentalen Gegensatz Innen-Außen und zudem den von Leiden-Tun (*paschein-poesis*) und den von Faktizität (später Realität) und Imagination. Das herstellende Erinnern ist das erste (mentale) Tun des Kindes, indem es sich in der Faktizität des Getrenntseins erinnert und so seine Welt als bloße Umwelt, Situation, erzeugt, in der es nurmehr mental ist.

Romain Rolland nannte das ein religiöses Gefühl, ein ozeanisches Gefühl und Jaspers das Umgreifende. Die mentale Einheit ist so das mentale Insein im faktischen Getrenntsein. Hier sieht man wie in der Einheit die Differenz bereits zugrunde liegt. Das jenseitige Gute Platons ist hier die jenseitige uterale Einheit, die erste diesseitige Einheit die Einheit von Einheit und Differenz, wie Hegel sie nennt, nämlich die Einheit der faktischen Differenz und der imaginierten Einheit, die Grundsituation. Bereits hier liegt eine vage Zukunft, die in der Hoffnung, im Verlangen auf erneute Einheit im Diesseits⁷, die über die reine Imagination der Grundsituation hinausweist. Sie ist der Keim der Intentionalität, der zwar rückwärts gewandt seine Kraft, Dynamis, hat, aber seine Realisierung, seine *Energieia* im Zukünftigen, der Epiphanie des Messias, dem Beisein der Mutter. Sie ist nicht mehr das Umgreifende des uteralen Lebens, sondern des Mitseins oder Beiseins in der Situation, dem mentalen Umgreifenden. Spürt das Kind die Mutter, sehen kann es sie noch nicht, erlebt es die erste Anwesenheitssituation, der gegenüber die Grundsituation als Abwesenheitssituation erscheint und die mentale Vervollständigung in eine quasi reale, wenn auch nur reale, übergeht. Damit ist auf der Erlebnisebene die Dyas (Abwesenheit-Anwesenheit) konkretisiert. Diese bildet die Basis für die weitere Entwicklung, die in einer Überlagerung dieser

⁷ Das ist das bestimmende Motiv der Dichtung und des Lebens Hölderlins, der allerdings durch die zu starke Akzentuierung der idealen Einheit an der Welt zugrunde ging und den Sinn der (auch schlechten) Faktizität nicht genügend erkannte.

Basiselemente, quasi einer Linearkombination, sich entwickelt, sofern diese Dialektik der unbegrenzten Dyas erhalten bleibt, d.h. die Mutter wieder als distinktes Wesen auch wieder abwesend sein wird und dann wieder anwesend etc.. In diesem Stadium gibt es weder Bilder noch Gegenstände noch Begriffe oder Ideen. Wie entstehen diese?

Dadurch, dass die Anwesenheitssituationen zwar befriedend sind, aber nicht vollkommen, werden sie im Gedächtnis überlagert und erhalten so eine größere Dichte und größere Präsenz in den Abwesenheitssituationen. Diese Überlagerungen gleichen der immer genaueren Zeichnung nach jedem Strichzug und sind nur Schemata, d.h. mentale Konstruktionen gegenüber den erlebten Anwesenheiten. Mit jeder neuen Anwesenheit werden sie dichter und ähnlicher und betten sich in diese Anwesenheitssituationen ein, deren Zeichnungen immer konkreter werden und so Präobjekte bilden (etwa die Augen der Mutter), die nun partiell bildlich gesehen werden. Die Integration von gefühlter und gesehener (oder gehörter) Anwesenheit macht das Präobjekt immer realer, je weiter die dialektische Kette der Ab- und Anwesenheitssituationen sich entwickelt, bis schließlich die endliche Konvergenz so weit ist, dass das Kind sie als Bild oder Präobjekt und Begriff⁸ setzt. In der innerlich unbegrenzten⁹ Anwesenheitssituation als Situation wird somit ein Kern gesetzt, der sie nun auch innerlich strukturiert und partiell begrenzt. Diese Präobjekte werden in den Abwesenheitssituationen nur mental imaginiert und bilden so die Grundlage der Artikulation des dortigen Gefühls (des Unbehagens) als *Bedürfnis nach* diesem Präobjekt. Die pure psychische Erwartung der Anwesenheit ist so zur logischen Erwartung mutiert. Die Zeitdimension hat sich damit auf zweifache Art konkretisiert. Zuerst ist die ständige annähernde Wiederkehr des Gleichen (Ab - und Anwesenheit) zur zyklischen Zeit geworden, wobei die primäre Zeit in der Trennung und Begrenzung der beiden Situationen durch einander besteht. Sodann ist die Zeit gerichtet, indem eine logische Erwartung in den Abwesenheitssituationen aufgebaut wurde, die als erhoffte und konkrete Utopie, Zukunft erscheint, deren Kraft aus der Vergangenheit stammt.

Das Ding ist also entstanden aus der dialektischen erlebten Situationskette, deren Dyas durch das mental wirksame Einheitsprinzip zur Einheit des Präobjekts gesetzt wurde und in beiden Situationsarten auf unterschiedliche Weise wirkt. In der Abwesenheit als Vorstellung, Repräsentation und konkretem Verlangen, in der Anwesenheit konkret objektbildend. Damit wird das Problem der Teilhabe in diesem Stadium klar: der Begriff *ist* das Präobjekt in der Anwesenheit und in der Abwesenheit ist der Begriff Ersatz oder Repräsentation. Die Schemata, wenn man so will die Präbegriffe, sind integrierte Teile des Begriffs oder Präobjekts, sie sind in dem Präobjekt, so wie die Folgenglieder in dem Grenzwert der Folge aufgehoben sind. Das ist aber erst die erste Stufe. Die Präobjekte differenzieren auch nicht, das geschieht erst im Folgenden. Treten Habitchanges¹⁰ der Mutter ein, sodass vielleicht das Präobjekt Milchbrei durch andere Gaben ersetzt werden, etwa für uns Spinat, so tritt eine Entfremdung¹¹ ein, die Situation kann nicht mehr in das logische Bild des Präobjekt Milchbrei integriert werden. Falls aber dennoch das Kind auf eine Weise befriedet und gestillt wird, so bildet es eine neue Kette, die allmählich in das Präobjekt Spinat mündet. Jetzt tritt allerdings die Differenzierung hervor, da die Frustrierung bezüglich der ersten Kette eine Bifurkation bedeutet. Das eine ist nicht das andere. Es sind aber keine kontradiktorischen Gegensätze. Ein kontradiktorisches Präobjekt in den Anwesenheitssituationen existiert nicht. Aber die Artikulation, die sich in den Abwesenheitssituationen ebenfalls durch Überlagerungen bilden, etwa indem die Unbehagenssituationen vermittelt über die logischen Erwartungen des Milchbreis sich als Hunger manifestieren. Hunger ist dann ebenfalls ein interner Begriff, der die Abwesenheitssituationen körnt, d.h. innerlich begrenzt und strukturiert. Oder wie Melanie Klein die Mutter differenzierte in die gute und die böse Mutter, wobei letztere durch Opposition das Kind frustriert.

8 Bild, Präobjekt und Begriff sind hier noch eins.

9 Die allerdings „zeitlich“ und äußerlich durch die nächste und vorhergehende Abwesenheitssituation begrenzt wird.

10 Ein wichtiger Begriff bei Peirce.

11 Diese Entfremdung bzw. Integrationsmöglichkeit wird in der empirischen Wissenschaft als Widerlegung oder Bestätigung durch die Erfahrung weiter gebildet.

Der Zahlbegriff, dessen platonische bzw. pythagoreische Zerlegung oben angegeben wurde, stellt sich etwas anders, aber nicht unähnlich dar. Der Anfang ist allerdings nicht die Eins, sondern die Zwei. Das geschieht auf folgende Weise. Der Begriff bzw. das Präobjekt ist ein in dem dialektischen Wechsel der Dyas entstandener, der zwar in einer Vereinheitlichung, der Konvergenz besteht, aber er ist darum nicht zahlenmäßig einer, da Zahlen noch nicht bestehen. Eine Zahl setzt ein zugrunde liegendes Präobjekt voraus. Es gibt nicht nur zeitliche Bifurkationen der oben genannten Art, sondern auch räumliche. Nehmen wir an, das Kind hat das Präobjekt „Mutter“ erzeugt und es gewahrt plötzlich zwei ähnliche Frauen, die für es dann beide Mütter sind. Das ist wieder ein relativer Schock, da ja seine ganze Bemühung dahin ging, die Situationen in den Schemata zu vereinheitlichen. Das Objekt tritt räumlich auseinander in der Verdoppelung. Erst danach kann es, wenn nur noch seine normale Mutter anwesend ist, sie im Gegensatz zu vorher als *eine* betrachten. Das Fremdeln zeigt das Stadium an, in dem das Kind nicht mehr unterschiedslos alle Frauen als Mutter sieht. Bei der nächsten Hinzufügung eines dritten Präobjekts wird das Kind bald wieder versuchen diese schauerliche Vielheit wieder zu integrieren, vorallem indem es prozessual vorgeht und die Erzeugung betrachtet und lernt, dass aus zwei und eins drei entsteht und aus drei und eins vier und so weiter, sodass es jetzt auch die zwei als eins und eins subsumiert. Es hat die Vielfalt auf ein erstes und auf eine jeweilige Vermehrung reduziert. So sehen wir heute mit Peano im Wesentlichen die Zahlen erzeugt. Es ist aber auch anders möglich. Und dieses Schema gibt Platon an, als fortgesetzte Dichotomie, die die geraden Zahlen, d.h. die Zweierpotenzen erzeugt und das etwas für sich hat. Denn das Erleben des Kindes war in der Tat die Dichotomie, die Geburt, die es bei der Begriffsbildung, bei der Bifurkation auch mit erzeugt. Bleibt ein Rest, so ist das eben ungerade. Es ist also wohl nicht ganz richtig, wenn Platon zuerst die Zahlen (als Ideen) entstehen lässt und dann die Dinge daraus herleiten will. Es ist gerade umgekehrt.

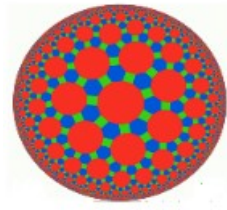
Nun zum zweiten Ansatz, der darin besteht unsere weit entwickelte Konstruktion vermittelt durch Handeln, Experimentieren und Sprache bis zu den Enden der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse voranzugehen, um von hier aus, die erste Darstellung einzuholen und mittels der äußerst feinkörnigen komplexen Struktur verstehen zu können, gemeint ist die Entwicklung von Quantenphysik, Relativitätstheorie, Chemie und Biologie bis zur Neurobiologie. Vielleicht kann eine Analogie das Problem beleuchten. In der Mathematik ist es üblich eine Gerade als unendliche Strecke zu sehen, die aus allen Punkten besteht, die auf oder in ihr liegen. So definiert bspw. die analytische Geometrie eine Gerade $g_{a,u}$ als Menge aller Punkte x :

$$g_{a,u} = \left\{ x \in \mathbb{R}^3 / \bigvee_{\lambda \in \mathbb{R}} x = a + \lambda u \right\}$$

wobei die beiden Vektoren a und u einen Punkt der Geraden bzw. die Richtung der Geraden darstellen. Das Kontinuum der Geraden wird durch seine Elemente, die Punkte x bezeichnet, die erst Resultat seiner Differenzierung sein können, von dem Begriff der Unendlichkeit (Apeiron) einmal abgesehen. Ein Punkt ist (so Platon) die Grenze (Peras) einer Strecke oder bei der Geraden ein Schnittpunkt mit einer anderen Geraden. Hat man die rationalen (und reellen) Zahlen konstruiert (was ein eigenes Problem ist, auf das ich hier nicht eingehen will), so ist es auch möglich von einer *offenen Grenze* einer Strecke zu sprechen, in Kurzfassung und vereinfacht in \mathbf{Q} :

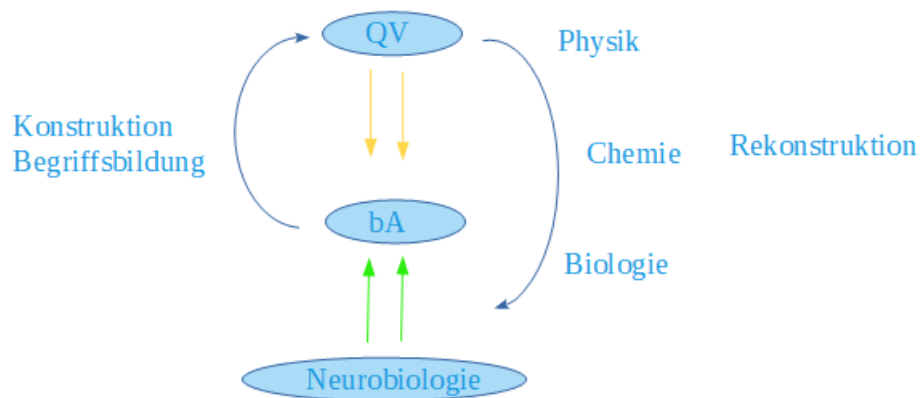
]1,4[

Hier ist links 1 eine Grenze, die aber nicht zur Strecke gehört (das „Infimum“), aber alle rationalen Zahlen, die größer als 1 und kleiner als 4 sind, bspw. 4/3. Bei Platon wäre das eine „Grenze eines Unbegrenzten“, das innerlich unbegrenzt bleibt, da es zu jedem Element ein Element gibt, das noch kleiner ist. Später wird sich Kant mit dem Problem beschäftigen in seiner negativen Dialektik in der Kritik der reinen Vernunft. Wie kann etwas äußerlich begrenzt und innerlich doch unbegrenzt sein? Die Beltrami-Scheibe zeigt das im Zweidimensionalen.



Werden die Maßstäbe zur Grenze hin verkleinert, so hat man im Dreidimensionalen ein Raummodell, das ein begrenztes Weltall, das innerlich doch unendlich ist, anschaulich macht.

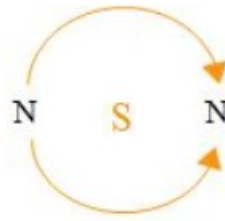
Lässt sich also analog die Grundsituation, sozusagen das bewusste Apeiron (bA), durch die fortgesetzte Körnung, d.h. Begriffsbildung bis zur Quantentheorie (Quantenvakuum, QV) und hinaus einholen oder genauer reflektieren.



Hierbei ist aber eine wesentliche Kategorie zu beachten, die sich im Laufe der Wissenschaftsentwicklung verdünnt bzw. verflüchtigt hat. Das Gefühl, das für das bA wesentliche Grundlage ist, entfällt in der Neurobiologie, der es nicht gelingt, das Bewusstsein zu erklären. Die Kategorie oder die „unbestimmte Zweiheit“ ist die grundsätzliche *Relation der Intentionalität*, die vom inneren Gefühl ausgeht und zur äußeren Objektconstitution hintendiert. Das war auch das Problem von Descartes, der im reduzierten Objekt vergaß das Ego mit zu reduzieren. Nicht das Cogito wäre das richtige Resultat gewesen, sondern die objekt – und subjektlose Intentionalität, mathematisch betrachtet die gerichtete Relation. Die platonische unbestimmte Dyas hat etwas von dieser Relation, ohne sie jedoch bewusst artikuliert zu haben. Ich habe weiter oben bereits den Grund dafür angegeben.

Auch wenn das QV eine große Ähnlichkeit mit der menschlichen Grundsituation des Apeiron (bA) hat, so ist es doch unvollständig dadurch, dass im Konstruktionsprozess die teleologische Komponente eliminiert wurde durch die neue galileische Wissenschaft, die zwar nicht ohne Grund das aristotelische Paradigma korrigierte, aber leider das Kind mit dem Bad ausgeschüttet hat. Das gilt es zu korrigieren und es fällt auch garnicht schwer, wenn man den elementaren Prozess des QV betrachtet: die virtuelle Paarbildung Photon-Antiphoton, die sich gleich wieder ins Meer zurückbilden und „vernichten“. Sie zeigt den Grundprozess der Welt: Die Differenzierung zwecks Einheit, allerdings auf dieser Stufe eine sehr abstrakte im doppelten Sinn; erstens ist die Kreation äußerst flüchtig und vergänglich und ihr Resultat ist im Wesentlichen Nichts. Dazu ist die Gegensatzbildung nur formal, aber inhaltlich identisch, sozusagen Homosexualität, Photon und

Antiphoton sind das Gleiche. Die Liebe ist der Tod, Eros ist da noch Thanatos. Die Intentionalität besteht noch im Kurzschluss. Es ist eben das abstrakteste Drehbuch. Es ist wichtig, den Prozess genauer zu betrachten.



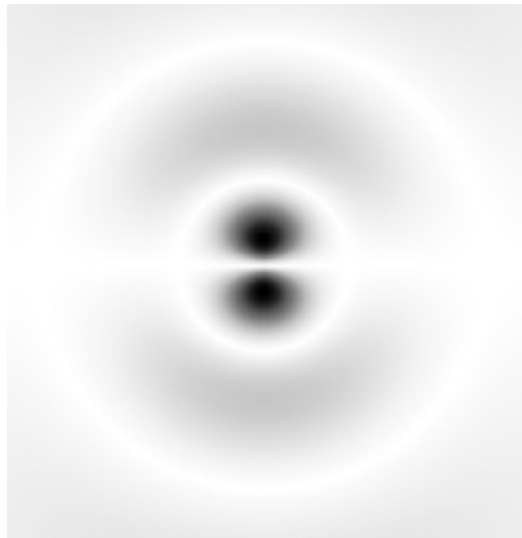
(N = Nichts = Quantenvakuum; S = virtuelles Sein, zwei virtuelle Photonen)

Wie schreitet der Prozess voran? Als erstes entstehen reale Photonen, indem sich eine gewisse Anzahl von virtuellen Photonen integrieren, denn sie lieben es, sich zu versammeln, diesmal aber stabil. Aus realen Photonen hinreichend hoher Frequenz entstehen dann materielle Teilchen und Antiteilchen (bspw. Elektronen und Positronen), deren Impulse entgegengesetzt sind. Aus Protonen und Neutronen (die selbst wieder hauptsächlich aus Quarks und Antiquarks und Gluonen bestehen, m.E. wieder komplexe Photonenkonfigurationen) und Elektronen bilden sich Atome, das einfachste (und schon recht kompliziert) das Wasserstoffatom. Abgebildet sind die Aufenthaltswahrscheinlichkeiten des Elektrons, je dunkler desto größere Wahrscheinlichkeit.



$\psi_{4,0,0}$, d.h. ein Wasserstoffatom mit der Hauptquantenzahl (die radiale Quantenzahl, die die Energieniveaus angibt) $n = 4$, also hier ein angeregtes Atom, $l = 0$ Quantenzahl des Quadrats des Drehimpulsoperators, die magnetische Quantenzahl und $m_l = 0$, die Quantenzahl der z-Komponente L_z des Drehimpulsoperators L .

Erhöht sich bei sonst gleichbleibenden anderen Werten die Drehimpulsquantenzahl l um 1, so erhält man eine charakteristische Teilung der Aufenthaltswahrscheinlichkeiten des Elektrons:



$\psi_{4,1,0}$. Das erinnert stark an die Zellteilung.

Der nächste qualitative Schritt besteht in der Bindung von Atomen zu Molekülen. Diese Integration ist i.A. wesentlich schwächer als die Integration zu Atomen. Dann bilden sich Makromoleküle bis hin zu organischen komplexen Molekülen, deren Zusammenhalt natürlich noch schwächer wird, so dass sie leicht zerbrechen können. Ein wesentliches Molekül ist das RNA- und das DNA-Molekül, die nun eine besondere Struktur entwickelt haben, die eine Reduplikation zulassen und so ihre problematische Existenz dadurch stabilisieren, dass sie ihre Struktur erhalten. Im Allgemeinen funktioniert diese Reduplikation mit Hilfe anderer Moleküle, den Proteinen, einer Symbiose, wobei letztere für den Erhalt der DNA wesentlich sind, jene aber die Proteine wiederum mit Hilfe anderer Moleküle synthetisieren, deren Stabilität ebenso problematisch ist und dadurch gut garantiert wird. Und so geht es weiter bis Zellen entstehen, die bereits ein äußerst komplexes dynamisches System bilden, aus diesen Mehrzeller bis hin zu Organen und Organismen, die wiederum Gesellschaften bilden zum Teil nur unter gewissen Umweltbedingungen wie etwa der sogenannte Schimmelpilz. Bei menschlichen Gesellschaften bedarf es natürlich auch Bindekräfte, die die Kultur, Gewohnheiten, Riten, Traditionen und Normen sind.

Worauf ich an dieser äußerst knappen und groben Darstellung aber hinweisen will, ist das Problem der Innerlichkeit oder des Bewusstseins und deren Vorläufer. Unser Bewusstsein ist zunächst mit unserem komplizierten Nervensystem gekoppelt, das im Wesentlichen in einem Netzwerk von Neuronen (ebenfalls eukaryotischen Zellen) besteht, die auf Reize, d.h. auf Ionen und Moleküle reagieren und dadurch Information befördern bis zu ihren Synapsen und dort zum nächsten Neuron über Transmitter und so weiter. Die beschleunigten Ionen in den Axonen aber produzieren eine elektromagnetische Welle, d.h. einen Photonenkomplex. Betrachtet man das ganze Nervensystem, so werden in einigen Neuronen (die wie man sagt feuern) diese Komplexe gebildet, in anderen, die nicht feuern, keine. Dadurch entsteht eine ungeheurer vielfältige Struktur mit unglaublich vielen Kombinationsmöglichkeiten. Worauf ich hinauswill: diese Komplexe *sind* die Gefühle, Gedanken kurz das Bewusstsein und nicht die Ionenströme selber. Eine elektromagnetische Welle (der Photonenkomplex in der Sprache der QED) wird aber dadurch, dass ihr materieller Auslöser, der Strom der Ionen aufhört nicht auch aufhören, sondern besteht fort, die ähnlich wie die Elektronenwelle um den Atomkern nun um den Körper relativ gebunden ist. Neue Komplexe überlagern sich mit den bereits bestehenden und bilden so wiederum höhere Integrationen (Gedanken, Erlebnisse usw.), die erinnert werden können, indem die Elemente der Überlagerungen ähnlich einer Fourieranalyse wieder zumindest teilweise extrahiert werden können. Ein einfaches Modell dafür liefert die lineare Algebra. Ein Vektor kann jederzeit dargestellt werden als spezifische Überlagerung der gewählten Basisvektoren. Dieser **Komplex von Koeffizienten** entspricht dem spezifischen Gedanken: Wählt man die linear unabhängigen zweidimensionalen Vektoren (1,2) und

$(-3, 1)$, so lässt sich etwa der Vektor $(5,4)$ darstellen als: $(5,4) = \frac{17}{7} (1,2) + (-\frac{6}{7}) (-3,1)$. Die roten Zahlen entsprechen so zusammen dem „Gedanken“, in dem Basissystem, den Grundgedanken. Das ist natürlich nur eine grobe Analogie. Die Gesamtheit aller persönlichen Photonenkomplexe ist die Seele, deren Charakteristika in allen Kulturen nicht umsonst mit dem Licht verbunden werden. Diese Photonen, aus denen letztlich die Materie aufgebaut ist gemäß $m = c^2/E$ (E ist die photonale Energie, alle Energie ist letztlich photonale), kommen aber überall vor. Bei der elektrischen Abstoßung, dem Impulsgesetz u.s.w und auch bereits in den Zellen, nur dass sie dort nicht die menschliche Komplexität erreichen. Auch eine Zelle hat Geist (Seele), ja sogar ein Atom und natürlich auch ein Elektron, kurz alles, aber in verschiedenen Graden.

Da das Gefühl, sozusagen die Photonen des menschlichen Primärerlebens, allmählich durch Begriffsbildung „verdünnt“ wird, so ist es wichtig, sich bewusst zu sein, dass das nur aufgrund der Betrachtung so erscheint. So wie jedes Photon, ja jedes Elektron seine Umwelt, d.h. die Wolke seiner virtuellen Teilchen bzw. virtueller Photonen hat, so auch der Begriff. Er ist umgeben von dem Gefühl, auch wenn es in seinem Kern so nicht erscheint, denn Begriffe leben nur in der Situation. Im Photon kommen die beiden Pole von Subjekt und Objekt zusammen. Ein Photon ist sowohl Subjekt (Geist) als auch Objekt, indem es mit anderen interagiert. Es ist die relationale Kategorie Innen-außen. Materie selbst ist das Außen, das Innen sind die Photonen. Materie entsteht aus Nichtmaterie und ist es nur durch den Außenaspekt.

Zusammenfassend heißt das: Das Apeiron des menschlichen Bewusstseins entwickelt sich durch seine stets weiter fortschreitende Begriffsbildung, die hier nur angedeutet wurde, zum Begriff des Quantenvakuums und das schrittweise aufbauend über Physik, Chemie, Biologie, Neurobiologie zum menschlich biologisch betrachteten Geist, dem Gehirn, das dann wiederum die Begriffe erzeugt, aber eben nicht auf der gleichen Stufe und leider meist außer Beachtung des physikalischen Prozesses der QED (der photonalen Komplexe) und letztlich auch da außer Berücksichtigung der philosophischen Rekonstruktion des Apeiron. Es ist kein Kreislauf, sondern eine dialektische Spirale, die immer wieder bei gewissen Punkten die früheren Prozesse durchscheinen lässt.

Ich möchte nun wieder zurück zum Philebos und um den Anknüpfungspunkt anzugeben, kurz noch eine Differenzierung von Begriffen angeben:

Der Begriff Milchbrei, von dem der Begriff Spinat bspw. abgetrennt wurde, hat mit ihm aber gemein, dass beide seinen Hunger stillen können, d.h. die psychische Erwartung ist die gleiche, auch wenn die logische verschieden ist. Dadurch haben die beiden Begriffe später die Möglichkeit als ein Gemeinsames integriert zu werden, was man vielleicht als den Begriff Essen bezeichnen könnte. Beide Begriffe werden somit Arten des Begriffs Essen.

Platon: Blickt man in die andere Richtung, also nicht in Richtung der Entstehung und Integration, sondern analytisch, so können also Begriffe unterteilt werden.

Diese Unterteilung von Begriffen, dass also ein Begriff oder Seiendes in viele Arten zerfällt und auch wieder zu einem (anderen) einheitlichen zusammengefasst werden, benennt Sokrates als den Topos, dass Eines vieles und Vieles wiederum eins sei.

Um vorweg die sophistischen und eristischen Reden, die die unpräzise Umgangssprache möglich machen, indem sie Eines als vieles und Vieles als eines ansprechen abzuweisen und eine ordentliche Vorgehensweise einzuführen, führt Sokrates seine **dialektische Methode** ein. Platon nennt die Dialektik, die richtig analysiert und synthetisiert ein Geschenk eines „Prometheus“: Alles sei aus einem und vielem und habe **Grenze (peras)** und **Unbegrenztes (apeiron)** in sich verbunden. Das Apeiron des Anaximander und zusätzlich die Peras der Pythagoreer. Diese Dialektik bezieht sich aber auf Begriffe und nicht auf die Phänomene, mit denen die Sophisten spielen, um Verwirrung zu stiften, da es klar ist, dass die Dinge sich stets verändern und gegensätzliche Bestimmungen annehmen. Vgl. hierzu auch den Dialog „Parmenides“ von Platon.

Das **Apeiron** wird sowohl von den Pythagoreern als auch von Parmenides und in der Folge auch von Platon negativ bewertet. Wie Aristoteles berichtet¹², haben die Pythagoreer gemäß ihrer heiligen Zahl 10 (Tetraktys) auch zehn Gegensatzpaare:

Grenze (peras)	Unbegrenzt (apeiron)
Ungerades	Gerades
Einheit	Vielheit
Rechtes	Linkes
Männliches	Weibliches
Ruhendes	Bewegtes
Gerades	Krummes
Licht	Finsternis
Gutes	Böses
Gleichseitiges Viereck	Ungleichseitiges Viereck

und der Vergleich zeigt, dass links mit Einheit, Licht und Gutem auch die Grenze als das Positive gelten, wohingegen das Unbegrenzte, die Vielheit und das Böse das Negative ausmachen.

Bei Parmenides ist das Eine und das Sein vollkommen und hat das Ziel, das Telos und demnach die Grenze des Strebens in sich, ist also begrenzt.

Platon sieht das Apeiron als das werdende, als maßlos, bestimmt durch das Mehr oder Weniger, das wie oben besprochen nicht nur das Apeiron als eines ist, sondern als das in sich Gegensätzliche, die unbegrenzte Dyas.

Im „Parmenides“ 137 d7 sagt Parmenides: das Eins ist ohne Grenze (unendlich). Ἄπειρον ἄρα τὸ ἓν, εἴ μήτε ἀρχὴν μήτε τελευτὴν ἔχει.

Man kann hier wohl sehen, dass Platon das Unbegrenzte, das Apeiron, das Eins als in sich dialektisch annimmt, dass das Eins also nicht nur das Unbestimmte ist, sondern auch die Differenz bereits in sich hat. Es wäre ja sonst auch wohl kaum verständlich, wie aus ihm sich die vielen Ideen und dann auch die Welt entfalten könnte. Die plotinische Emanationslehre vernebelt wieder diese Errungenschaft. Hegel wird das Apeiron, das Unbestimmte ebenfalls als in sich dialektisch annehmen, das er es in der Logik als das Sein bezeichnet, das seine Negation, das Nichts, in sich hat und das Werden im Denken erklärt, insofern es notwendigerweise vom Sein zum Nichts und umgekehrt wechselt.

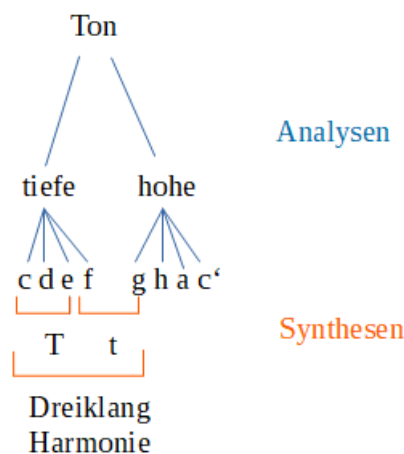
Dieses Schillernde hat aber einen tieferen Grund, wie ich bereits erläutert habe: in der Grundsituation der unbestimmten Dyas (der Trennung), die auch das Eine ist, ganz im Sinne Platons, nämlich die mental rekonstruierte Einheit der Grundsituation, deren erste transzendente und zugleich transzendente Einheit die uterale ist, das Gute, wird nicht monistisch sich entwickeln, sondern in der Interaktion zweier, des Kindes und der Mutter, die die doppelte Funktion der Befriedung und der Frustration, der emotionalen Einheit und deren Differenz bedingt, die das Kind stets mental vereinen möchte. Der Prozess der Entwicklung lässt sich nicht monistisch erklären, wie es Hegel rein mental versucht. Er unterschlägt den Prozess der Analyse, d.h. der

12 Metaphysik I, 5, 986 a 22-26

Reduktion der Welt bis auf das inhaltslose Sein, der nicht aus der Logik ausgeklammert werden darf, sondern wesentlich dazugehört, und nicht nur als Vorbetrachtung, als Hinführung fungieren kann, so wie auch die Himmelfahrt (der Prolog) Parmenides‘ wesentlich mit zu seiner Philosophie zählen muss.

Um die Thesen im Philebos weiter voran zu bringen, erläutert Platon den Zusammenhang der Begriffe (bevor sie ins „Unendliche“ der Dinge entlassen werden¹³): **wie** zerlegt sich ein Begriff in Unterbegriffe und in **wieviele**: (*πόσα τ' ἐστὶ καὶ ὅποια*¹⁴)? Das ist eine rekursive Methode, die auf diese Weise auch die zerlegten Begriffe entweder weiter zerlegt oder untereinander wieder auf eine gewisse und andere Art synthetisiert, also ein Wechselspiel von Analyse und Synthese. Die Analyse ist dann an ihr Ende gelangt, wenn der Begriff elementar ist. Das ist eine kritische Methode, weil sie das Zerlegte je nach Gesichtspunkt anders als es zuvor zusammen war, verbindet. Kritisch nicht nur, weil sie unterscheidet, sondern auch gegen geläufige Standards angehen kann in der Synthese.

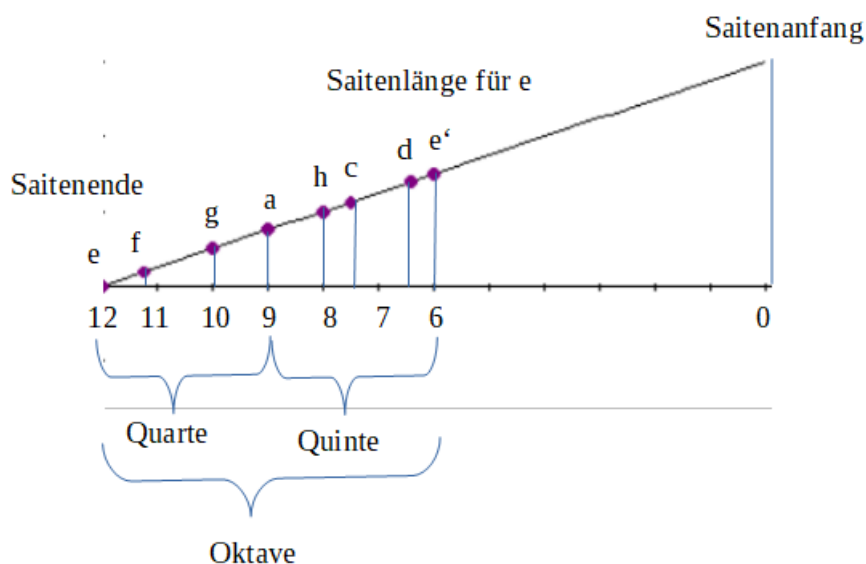
Als anschauliche Beispiele wählt Sokrates den Sprachkundigen und den Laut als einen Begriff bzw. den **Ton**. Es gibt tiefe Töne und hohe und aus diesen zusammenstimmende Töne. Sodann müssen die Intervalle betrachtet werden wieder wieviele Zwischentöne es jeweils gibt und welcher Art sie sind. Diese werden wieder verbunden zu Harmonien¹⁵.



13 „wie nicht gleich unendlich, sondern zuvor jede ihre bestimmte Zahl hat, ehe das einzelne in ihnen unendlich geworden ist.“ (19a).

14 Man erkennt hier zwei Kategorien des Aristoteles, das Wieviel (Quantität) und das Welcherart (Qualität).

15 So ist die Verbindung einer großen Terz c (d) e mit einer kleinen e (f) g eine Durdreiklang c e g. Man wundert sich, dass wir hier Dur empfinden und nicht Moll. Das hängt damit zusammen, dass wir falsch analysieren. Wir gehen von tiefen Tönen zu den hohen, von links nach rechts (auf dem Klavier). Das aber die Aufeinanderfolge von Großem auf Kleines Dur ist und der Schritt von groß nach klein Moll, kann man sehen, dass das Gehör von hohen zu tiefen Tönen fortschreitet und nicht umgekehrt.



Ebenso wird auch die Rhythmik der Musik bestimmt, die die Bewegung, Kinetik (bspw. den Tanz) widerspiegelt, was wir Takt nennen, der das Ganze einer Bewegung in Teilbewegungen zergliedert, etwa der 3/4 Takt, der im Versfuß sein Analogon besitzt und betonte von unbetonten, kurze von langen Tönen bzw. Schritte bzw. Silben unterscheidet und zu den Teilganzen wieder integriert: – v v Walzer bzw. Daktylos.

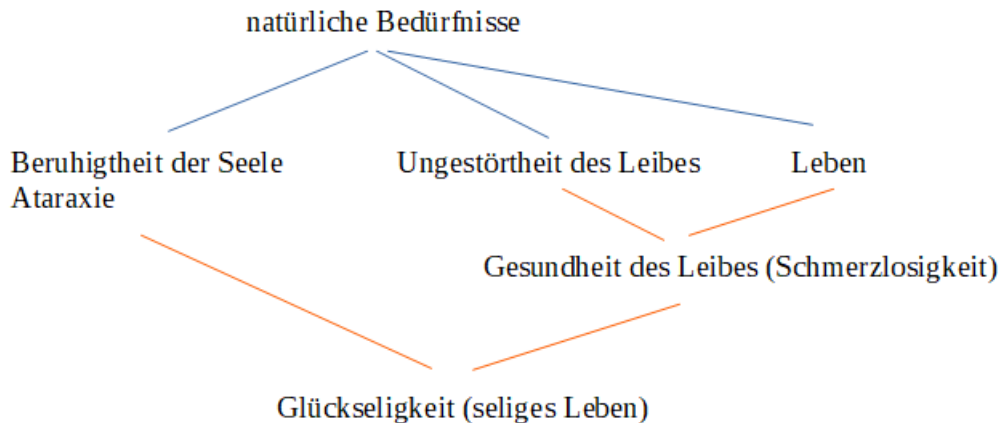
Die **dialektische Methode** im Gegensatz zur Eristik besteht also im Zusammenspiel von Analysen und neuen Synthesen. Ganz ähnlich werden auch in einem andern Dialog die Zahlen aus der Eins hergeleitet durch Unterscheidung in gerade (g) und ungerade (u) Zahlen. Gerade bedeutet aber genauer Zweierpotenz, also was immer wieder in zwei Teile zerlegt werden kann (siehe oben).

Im Übrigen verwendet auch *Epikur* diese dialektische Methode in der Analyse der Bedürfnisse. Er unterscheidet zwischen nichtigen (unnatürlichen) Bedürfnissen, die uns kein Glück bereiten (uns in Abhängigkeit (Luxusbedürfnisse) und in mögliche Widersprüche führen) und den natürlichen und diese wiederum in notwendige, die aber leicht zu befriedigen sind ("Einfache Suppen bereiten den gleichen Genuss wie ein üppiges Mahl, wenn erst einmal das Entbehren nicht mehr als Schmerz empfunden wird. Brot und Wasser bereiten den höchsten Genuss für jemand, der sie zu sich nimmt, wenn er Hunger und Durst hat." oder im Freundeskreis gute Gespräche) und in die bloß natürlichen (nicht notwendigen, die man am besten überwindet oder mäßigt, wie etwa die Eifersucht oder den Sex). Die notwendigen teilt er in drei Gruppen auf: in diejenigen, die zur Glückseligkeit notwendig sind, die zur Ungestörtheit des Leibes und schließlich die zum Leben überhaupt unerlässlich sind.

Bedürfnisse				
Analyse				
nichtige	natürliche			
Begierden, Überfluss, Luxus	nicht notwendige (bloß natürliche)	notwendige zu		
	Eifersucht, Sex	Glückseligkeit	Ungestörtheit des Leibes	Leben
Synthese				

		Beruhigtheit der Seele (Ataraxie)	Gesundheit des Leibes
		keine Unruhe, keine Verwirrung	kein Schmerz
		Ziel: seliges Leben	

oder auf das Wesentliche beschränkt:



Diese kurze [Analyse der Bedürfnisse](#), die unter logischen Gesichtspunkten erfolgte, kehrt er nun unerwartet um und **synthetisiert** wieder schrittweise zu anderen Gruppen unter dem Aspekt der Glückseligkeit.

Alles dient ihr im Bestreben, den Leib vor Schmerz und Krankheit zu schützen und die Seele vor Verwirrung und Leid. Er definiert geradezu das Wohlbefinden von Leib und Seele als Negation der Negation. Leib und Seele haben eine natürliche Veranlagung, sich selbst wohl zu erhalten, sofern die unnatürlichen Störungen beseitigt sind. Und nun die Überraschung: "dann bedürfen wir der Lust nicht mehr"! Lust wird also von Epikur als Ersatz, als Überbau einer falschen Lebensweise gesehen, die dazu dient, den Schmerz und die Verwirrung zu übertünchen. Eine naturgemäße Lebensweise bedarf also der Lust nicht. Das ist selbst eine Kulturleistung, eine Entwicklung, die ohne vernünftige Einsicht, Wissenschaft und Philosophie wohl selten stattfinden wird.

Denn die Lust ist für das Kind das "erste und angeborene Gut". Lust ist nicht nur Ende des seligen Lebens, in dem Sinne, dass das Lustverlangen ein Symptom des falschen Lebens ist, sondern auch zunächst notwendiger und problemloser Anfang. Diese erste Lust oder das Behagen ist der Maßstab des Richtigen, der Indikator des möglichen Glücks. Diese Lust jedoch ist nicht, was hergestellt werden kann, sie ergibt sich leicht als Konsequenz - folgen wir den notwendigen Bedürfnissen - die uns anzeigt, dass wir richtig leben. Wird Lust erstrebt, ist das das beginnende Ende, die Verwechslung von Grund und Wirkung.

In diesem Sinne lobt Epikur die Tugend der Einsicht, aus der (ganz sokratisch-platonisch) alle anderen Tugenden folgen wie die Mäßigung, die Frömmigkeit und die einsichtige Furchtlosigkeit (Tapferkeit) und Gerechtigkeit.

Zurück zu Platon. Sokrates will nun die reine Lust ohne Einsicht (Phronesis) und die reine Einsicht ohne Lust untersuchen (20a), ob eines von beiden das Gute ist, das das Ziel allen Strebens und das Vollkommene ist.

Zunächst untersucht er die reine Lust ohne „logische Funktionen“: ohne Vernunft, ohne Erinnerung, ohne Urteil, ohne Meinung, ohne Erwartung, ohne Folgern:

δόξαν δ' αὖ μὴ κερτημένον ἀληθῆ μὴ δοξάζειν χαίρειν χαίροντα

„Wiederum da du auch keine richtige Meinung hast, kannst du nicht einmal, indem du dich freust, urteilen, daß du dich freust.“ (21c)

Als Sokrates ein solches Leben mit dem eines Polypen¹⁶ vergleicht, wird Protarchos wie von einem Zitterrochen gelähmt.

Platon argumentiert hier unlauter. Sophistisch trickst er den Sophisten Protarchos aus, der aber doch gutwillig und an der Wahrheit interessiert ist. Wozu sollte man urteilen, wissen, dass man sich freut, wenn man sich freut. Dazu sind keine Begriffe notwendig, das Gefühl reicht aus. Einer solchen Freude, die jeden Moment anhält, in der man glücklich ist, bedarf keines Gedächtnisses. Keiner Hoffnung. Ist dieser Zustand nicht gerade der, der angestrebt wird, die Glückseligkeit?

Eine andere Frage ist, ob es eine andauernde Glückseligkeit überhaupt gibt oder geben kann, insofern man lebt hier auf der Erde oder auch als abgelöste Seele. Ist für das Gefühl der Freude nicht der alternative Zustand notwendig? Entsteht aus dem Sein (oder Nichts) nicht der Gegensatz? Gibt es positives nicht nur, wenn es negatives gibt wie bei einer Sinuskurve oder einer algebraischen Gleichung: $a + (-a) = 0$? Gibt es ein Mehr nicht nur, wenn es ein Weniger gibt? Ist Lust nicht eher eine derartige Relation und keine Art Substanz? Wenn der Gleichgewichtszustand der des Todes ist, dann ist Leben stets im kreativen Ungleichgewicht, der Homöostase. Ich muss gestehen, ich kann mir eine reine (dauerhafte) Freude nicht vorstellen. Sie würde zur Banalität verkommen. So scheint mir auch der griechische Gedanke des Guten als Vollkommenem und Endziel als schiere Illusion oder gar falschen Gedanken. Dann ist der Gedanke der ewigen Lust nicht nur nicht erstrebenswert, sondern aus anderen Gründen problematisch, eben weil er nicht existieren kann. Das trifft aber auch für die ewige und absolute Erkenntnis zu.

Die reine Erkenntnis wird auch als mangelhaft empfunden und nicht als das Gute, dem Protarchos problemlos zustimmt und das deswegen garnicht weiter untersucht wird.

Das gemischte oder das gemeinsame Leben aus Freude *und* Erkenntnis rückt daher näher zum Guten als wünschenswerte dritte Lebensweise. Ganz irrational aber reserviert Sokrates die göttliche Vernunft für den ersten Platz ohne jegliche Argumentation. Ein weiterer Verstoß gegen das ehrliche Bemühen, die Wahrheit zu finden.

Nun kommt schon wieder der Versuch, die Vernunft zu priorisieren, indem Sokrates zu überlegen gibt, ob nicht doch die Vernunft *die Ursache* für das gemischte Leben sein könne, eher als die Freude und die Vernunft das dem gemischten Leben Ähnlichere.

Für die weitere Untersuchung erweitert Platon nun die beiden „Kategorien“ *Apeiron* und *Peras* um eine dritte, der *Synthese beider*, das Maß und der *Ursache für die Integration* als vierter (32d).

Man kann hier schon vermuten, dass das *Apeiron* für die Lust steht, das *Peras* für die Vernunft, das gemischte Leben aus beidem als das Maß. Und die Ursache? Das Gute selbst? Doch es wird noch differenzierter werden und wie man sehen wird, ist es wieder die Vernunft.

Sokrates bestimmt nun näher das Unbestimmte (*Apeiron*). Er nennt Arten: das Wärmere und Kältere, Stärker und Schwächere, Trockenere und Feuchtere etc. und fasst es als *stets* Mehr bzw. das *stets* Weniger zusammen, das er als das *Apeiron* identifiziert. Wie ist das gemeint? Ich erinnere an das offene Intervall]1,4[. 1 ist zwar kleiner als 1,5, aber das meint Platon nicht, denn 1,

16 Im *Timaios* gilt das Wassertier als unterste Stufe der Tiere.

das Kleinere, ist ja eine bestimmte Zahl. Das Kleinere ist zu sehen unter der Selbstprädikation. So wie die Idee des Guten gut ist, wie die Idee des Schönen schön ist und zwar im ganz besonderem Maße, so ist die Idee des Kleineren stets kleiner. Das heißt sie wird immer kleiner, sie hat keine Beständigkeit bei irgendeiner Zahl. So gibt es im obigen Intervall stets eine Zahl, die kleiner ist, aber nie zur 1 wird:

$3/2 > 7/5 > 13/10 > 6/5 > 11/10 > 21/20 > 51/50 > \dots$ Es ist die Folge, die gegen eine Grenze strebt ohne sie je zu erreichen, da sie in sich unbegrenzt ist. Der Grenzwert 1 ist die Grenze, die außerhalb ihrer liegt und diese Folge begrenzt und sie deshalb „vernünftig“, maßvoll macht. Es gibt andere innerlich unbegrenzte Folgen (unendliche Folgen), die auch keine äußere Grenze haben, die man divergent nennt, bspw.: die Folge (die harmonische Reihe):

$$a_n = \sum_{k=1}^n \frac{1}{k} \quad \text{konkreter} \quad a_1 = 1, a_2 = 1 + \frac{1}{2}, a_3 = 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3}, \dots$$

dagegen wäre die Folge (geometrische Reihe) konvergent mit Grenzwert 1:

$$a_n = \sum_{k=1}^n \frac{1}{2^k} \quad \text{konkreter} \quad a_1 = \frac{1}{2}, a_2 = \frac{1}{2} + \frac{1}{4}, a_3 = \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8}, \dots$$

Das Gleiche haben wir bei der Begriffsbildung gesehen. Nur wenn die Folge der Schemata (der Überlagerungen der Anwesenheitssituationen) konvergiert, kann ein Begriff gesetzt werden.

Das Peras bestimmt Platon als die Konvergenz:

SOKRATES: Die wir auch vor kurzem, wiewohl wir gesollt hätten, so wie wir die des Unbegrenzten in eins zusammenbrachten, so auch die des Grenzartigen zusammenbringen, nicht zusammengebracht haben. Aber vielleicht wird es auch jetzt noch das nämliche bewirken; haben wir diese beiden zusammengebracht, so wird uns auch jene deutlich werden.

PROTARCHOS: Welche und wie meinst du?

*SOKRATES: Ich meine die des Gleichen und Zwiefachen, und jede, welche sonst noch macht, **daß das Entgegengesetzte aufhört, sich ungleich zu verhalten**, und welche durch Einbringung des Gleichmäßigen und Zusammenstimmenden eine Zahl hervorbringt. (25e).*

Das Gegenteil wäre eine Folge, wo die divergiert.

Solch ein divergierendes Verhalten kommt auch gewissen Lüsten zu, den falschen Bedürfnissen, deren Befriedigung nie eintritt und immer ein Mehr verlangt. Vergleiche dazu im Sozialen auch Hobbes und die Eskalation zum Krieg eines jeden gegen jeden. Oder der aus dem Ruder gelaufene Wildwest-Kapitalismus.

SOKRATES: Und tausenderlei anderes übergehe ich anzuführen: wie nächst der Gesundheit auch Schönheit und Stärke und in der Seele wiederum vielerlei anderes herrliches. Denn Übermut und jegliche Schlechtigkeit aller Art sah diese Göttin wohl, schöner Philebos, daß keine Begrenzung weder der Lust noch der Sättigung in ihnen sei, und hat daher Gesetz und Ordnung als Begrenzung in sich habend eingerichtet; und du zwar sagtest, sie erschöpfe, ich aber behaupte, sie erhalte. Wie aber erscheint es dir, o Protarchos? (26c)

Man erkennt hier leicht die These der Nikomachischen Ethik von Aristoteles wieder, die Mesoteslehre, die Suche nach der Mitte zwischen den Extremen, nach dem Maßvollen.

Dieses Dritte, das Maß ist auch in der Logik Hegels in der Lehre vom Sein das Dritte nach der Qualität und der Quantität als Synthese beider.

Im Timaios mischt der Demiurg auf mehrfache Weise. Zuerst ist da der chaotische Zustand der Urmaterie, in der die Ananke, das Bedürfnis, die Not herrscht und die chaotische Bewegung. Man kann hier die Analogie zum Unbestimmten sehen. Dann die Grenze (die Einheit der Vernunft), mit der der Demiurg der Materie Ordnung verlieh in der Gestalt von geometrischen Formen und Zahlen.

Es sind hier zwei Aspekte zu berücksichtigen: erstens die Welt-Seele und zweitens der Welt-Körper wie dann danach auch die der sterblichen Lebewesen, der Tiere und Menschen und Götter. Die Seele wird aus zwei Grundprinzipien erzeugt, dem ewigen Sein (der Ideen) und dem steten Werden, beides sekundäre Formen bzw. Erzeugungen der Grundprinzipien des Einen und der unbestimmten Zweiheit. Das Werden (Entstehen und Vergehen) ist das der Ananke, insofern aus der stets wieder kommenden Not durch die Befriedung gestillt wird, um wieder neu zu entstehen. Ein Prozess, der als chaotisch empfunden wird. Das Stabilisierende und Ordnende wird durch die Kraft der Einheit, der Vernunft zu den Begriffen. Aus diesem entstandenen geordneten Ganzen, der Mischung, werden wieder Teile entstehen, die in einem bestimmten Zahlenverhältnis angeordnet werden: 1:2:3:4:9:8:27. Man erkennt hier den Anfang der Entstehung der Zahlen aus der Eins und der Zweiheit von Geradem und Ungeradem: $1^1:2^1:3^1$, das geht weiter in Zweierpotenzen, also geraden und Dreierpotenzen als ungeraden: $1^1:2^1:3^1:2^2:3^2:2^3:3^3$, die Zwischenräume werden dann noch von anderen Teilen aufgefüllt, sodass eine gewisse Stetigkeit erzeugt wird: die Weltseele.

Der Weltkörper wird zunächst aus zwei Elementen, dem Feuer (Licht, Geistigem, Aufsteigendem) und der Erde (Festem, Schwerem und Fallendem) gebildet. Auch hier erkennt man die beiden Urprinzipien am Werk. Die Luft und das Wasser werden als vermittelnde Elemente hinzugefügt, das Wasser steigt von unten nach oben und umgekehrt und ist meist der Erde nahe. Die Luft ist dem Licht näher und steigt vorallem auf wie das Feuer, aber kann auch in Verdichtung in der Erde sein. Das Mischungsverhältnis der vier Elemente ist nach dem doppelten goldenen Schnitt geordnet: $F:L = L:W = W:E$. Setzt man das Feuer F als das primär Ganze und also $L + W = F$, so erhält man für die Luft $L = 0,618 F$. Auf gleiche Weise erhält man $W = 0,618 L$. Und $F:L = L:W = W:E = 1,618$, das Verhältnis des äußeren goldenen Schnitt. Das Wasser hat dann nur einen Anteil von 0,382 am Feuer und die Erde schließlich nur 0,236 F, d.h. die Elemente werden immer schwerer oder finsterer. Was ist aber F? Das Maß aller körperlichen Dinge?

Das sind aber nur Zahlenverhältnisse, was ist aber der Sinn des goldenen Schnitt? Das Ganze (hier Feuer/Licht) ist das, was eigentlich nicht gesehen wird, so wie die (absolute) Eins, das höchste Prinzip, sondern nur mehr oder weniger erschlossen werden kann. Ein goldenes Rechteck ist so aufgebaut, dass sein größerer Teil die Basis und der kleinere Teil die Höhe ist. Die aus beiden zusammengesetzte Strecke ist aber nirgendwo vorhanden. Die Schönheit dieses Rechtecks wird nur gefühlt. Oder nimmt man die Farben. So gibt es genau zwei Farben, die sichtbar sind, der größere Teil (frequenzmäßig) ein bestimmtes Violett und der kleinere ein leicht bläuliches Rot, das man in sehr vielen Gemälden wiederfindet, in jeder Epoche. Das Ganze aber sieht man nicht, es ist nämlich ultraviolett. Das gleiche gilt für den Grund der Begriffsbildung. Der kleine Teil, das Kind, der große Teil die diesseitige Mutter, aber die jenseitige Mutter (die uterale Einheit) sieht das Kind nicht und kann es nicht sehen. Aber sie ist die Ursache der ganzen menschlichen Entwicklung. Die wissenschaftliche Metaphysik von Kant lässt sich auch so interpretieren, wie sie mittels des Diesseitigen das Jenseitige, das unabwehnbare Bedürfnis danach rekonstruiert.

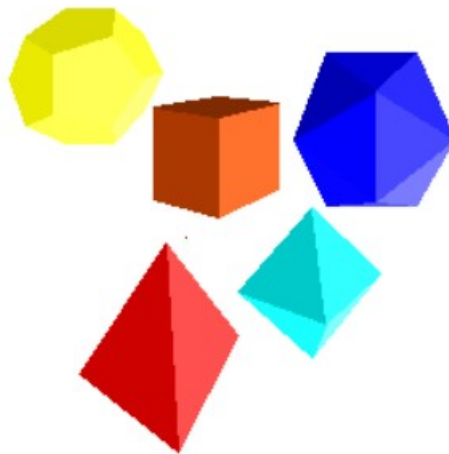


Franz Marc (Blaues Pferd)



Albrecht Dürer (Salvator mundi (unv.))

Die geometrische Gestalt setzt sich aus Dreiecken, den elementaren Seitenflächen der Körper der Elemente zusammen. Die einfachste, elementarste Körpergestalt hat das Feuer: das Tetraeder: vier (2^2) gleichseitige Dreiecke. Die Luft besteht aus Oktaedern, also acht (2^3) gleichseitigen Dreiecken und das Wasser aus Ikosaedern, d.h. aus 20 ($2(1+2+3+4)$ doppelte Tetraktys) gleichseitigen Dreiecken. Und schließlich die Erde aus 6 ($2 \text{ mal } 3$) gleichseitigen und rechtwinkligen Vierecken, oder 12 ($2^2 \text{ mal } 3$) gleichschenkligen und rechtwinkligen Dreiecken, dem Würfel. Der fünfte platonische Körper ist der Dodekaeder, aus $2^2 \text{ mal } 3^2$ gleichschenkligen Dreiecken, bildete den Kosmos als Ganzes, der auch als Kugel, des symmetrischsten Körpers überhaupt, dargestellt ist.



Der Timaios ist also inhaltlich dem Philebos recht nahe.

Um die vierte Gattung, die der Ursache der (richtigen) Mischung, des Maßes zu bestimmen, kann man den Timaios zu Rate ziehen: es ist der Demiurg, die göttliche Vernunft (hier des Zeus), der Sokrates bereits ohne Diskussion den ersten Platz zuordnete. Aber auch der „Philebos“ ist da eindeutig. Hier wird eigentlich nicht argumentiert, sondern mittels Analogien aus bereits allgemein

Eingestandenem, dem Kosmos und seiner schönen Ordnung geschlossen. Dass im menschlichen Leben natürlich nicht die göttliche Vernunft die Ursache ist, ist klar, aber dafür die menschliche Vernunft als Abbild.

Sokrates untersucht nun die Lust genauer, um ihr ihren endgültigen Platz zuzuweisen. Die Gattung des Gemischten sorgte für die Gesundheit und Harmonie im Leben. Wird nun das Gemischte aufgehoben, also etwas die Gesundheit, so entsteht Schmerz, wird die richtige Mischung wieder hergestellt, dann Lust. So wäre Hunger Schmerz, da dem Körper etwas fehlt und seine natürliche Homöostase gestört wurde, die auf Wiederherstellung drängt, die falls gelungen als Lust erscheint. Aus diesen leiblichen Zuständen entsteht über die Erwartung bzw. Befürchtung die seelische Unlust bzw. Lust. Ein dritter Zustand ist der neutrale, wenn die Mischung sich weder auflöst (Unlust) noch dann wiederhergestellt wird (Lust). Ein solcher Zustand gälte für das Leben der Einsicht und der Vernunft.

SOKRATES: Denn es wurde damals gesagt bei der Vergleichung der Lebensweisen, daß, wer die der Vernunft und der Einsicht gewählt habe, der Lust weder viel noch wenig haben müsse. (33b)

Ehrlich gesagt, weiß ich nicht wo diese Stelle sich befinden soll! Es hieß vielmehr, dass dieser Lebensweise etwas fehle, nämlich die Lust.

Weiter möchte Sokrates zeigen, dass die Begierde, die Begierde der Seele ist und nicht des Leibes. Denn ein hungriger Mensch hat eine körperliche Leere, die er ausfüllen, also den entgegengesetzten Zustand herstellen möchte. Aber woher soll der Körper das erste Mal diese Ausfüllung erstreben, wenn er sie garnicht kennt. Es muss die Seele sein, die sich einer solchen Ausfüllung erinnert (wohl in einem jenseitigen Zustand). Da muss man natürlich an „Menon“ denken und den Sklaven, der Mathematik ohne sie je gelernt zu haben, sie doch entwickeln kann, weil sich seine Seele im vorgeburtlichen Zustand daran erinnert. Und überhaupt an die Ideen, die die Seele im Jenseits alle gesehen hat.

Τὴν ἄρα ἐπάγουσαν ἐπὶ τὰ ἐπιθυμούμενα ἀποδείξας μνήμην ὁ λόγος ψυχῆς σύμπασαν τὴν τε ὄρμην καὶ ἐπιθυμίαν καὶ τὴν ἀρχὴν τοῦ ζῆου παντὸς ἀπέφηνεν.

*Indem also unsere Rede die zu dem Begehrten hinführende Erinnerung aufgewiesen hat, hat sie zugleich gezeigt, daß Trieb und Begierde sowohl als die **gesamte Regierung eines jeglichen Lebendigen** der Seele angehören. (35d)*

Dann schließt Sokrates, dass der Leib nicht hungere, sondern die Seele. Bisher behauptete er nur, dass es die Seele ist, der die Begierde zukommt. Aber Hunger ist keine Begierde, sondern das Empfinden der Leere. Wieso soll das der Seele zukommen? Hat sie Erinnerung an den Hunger, wenn der Körper zum ersten Mal die Leere besitzt? Hat die Seele also bereits im Jenseits ein Manko empfunden? Das scheint problematisch zu sein, sowohl für die Erinnerungslehre Platons als auch für die von mir entwickelte Dynamik, wenn man nur das Einheitsstreben berücksichtigt. In der Tat ordnet Platon den Hunger zur Begierde, was anfänglich falsch ist. Der Hunger artikuliert sich erst als eine bestimmte Leere durch die Erfahrung der Erfüllung. Vorher ist es nur das unartikulierte Unwohlsein. Aber, wie gesagt, am Anfang ist so etwas nicht möglich. Platon ist hier nicht präzise genug.

Als nächstes versucht Sokrates einen dritten gemischten oder mittleren Zustand einzuführen, indem sowohl Lust als auch Unlust empfunden wird. Denn im Zustand des Mangels empfindet die Seele Unlust, aber in Hinblick auf die (relativ sichere) Erfüllung aufgrund des Gedächtnisses Freude, die Vorfreude. Das sind aber verschiedene Gefühle. Die Unlust zeigt einen gegenwärtigen Zustand an, die Vorfreude aber einen erwarteten in der nahen Zukunft, eine Hoffnung.

Die nächste Frage ist, ob es **falsche Lust** gibt. Und zwar in dem Sinn, dass man glaubt, man empfinde Lust, in Wirklichkeit aber keine empfindet. Sokrates unterscheidet dazu die falsche Vorstellung, die etwas vorstellt, das aber nicht vorhanden ist, und die richtige Vorstellung. Eine falsche Vorstellung habe eine gewisse Beschaffenheit. Das weist auf eine interne Struktur hin und vernachlässigt das Verhältnis zwischen Vorstellung und Realität.

Also wendet Sokrates diesen Gedanken der inneren Beschaffenheit auch auf die Lust an, nämlich große und kleine, heftige und gelinde Lust oder sogar schlechte Lust oder richtige und falsche Lust. Nun kommt wieder der Gegenstand der Lust, also woran man Lust empfindet ins Spiel.

Gibt es Angenehmes, das nicht notwendig oder sogar schädlich für das Gute ist? Dass nicht jedes Angenehme das Gute erzeugt, ist je schon klar, es ist ja für sich alleine nicht hinreichend. Aber kann nicht auch eine Art des Angenehmes das Erreichen des Guten verhindern? Seine Neutralität diesbezüglich ist irrelevant.

Wird fortgeführt...hatte aber keine vernünftige Lust mehr, diesen doch sehr sophistischen Überlegungen zu folgen ... werde aber trotzdem versuchen, das zu beenden....